

Die Basler Universität im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts

Autor(en): Otto Spiess
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1935

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/5af95132-4037-4d71-a7b6-82a963dddd3e>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Basler Universität im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Otto Spieß.

I.

Am 15. April 1760 feierte die Basler Universität mit großem Pomp das 300jährige Jubiläum ihrer Gründung. Früh um acht (nach Basler Zeit) hatte sich die ganze akademische Bürgerschaft mit den Spitzen der Behörden und der Geistlichkeit von Stadt und Land im oberen Kollegium an der Augustinergasse — da, wo jetzt das Museum steht — zusammengefunden und zog nun je zwei und zwei „in langsam abgemessenem Schritte“ dem Münster zu. Ein Spalier bewaffneter Stadtmiliz verlieh den Festteilnehmern das Gefühl der Sicherheit, das dem Basler so teuer ist; dahinter aber drängte sich zu beiden Seiten das Volk der Rauracinen, der rauhen Rauracher gesittete Nachkommen, und genoß respektvoll, oder auch nicht, den prächtigen Anblick. Leider war das Photographieren noch nicht erfunden, und so hat uns kein Film das zierliche Schauspiel erhalten, das nun unwiederbringlich von der gefrässigen Zeit verschlungen ist: die Professoren, jeder in der Tracht seiner Fakultät, einen Blumenstrauß in der Hand, das gelehrte Haupt durch Perücke und spanische Halskrause in seiner Bedeutung hervorgehoben — die staatlichen Würdenträger und die Geistlichen, auch in ihrem Amtshabit —, dann die Doktoren, Candidaten, Magister, Laureaten, und die übrigen auswärtigen und einheimischen *cives academici*, alle nach Vorschrift in gefärbten Mänteln —, kurz, der ganze lange Zug, von der höchsten Spitze nach fein abgetönter Ehrenleiter an-

einandergereicht bis herunter zum letzten Schülerlein des Gymnasiums, das noch mitmachen durfte. Trommeln und Pfeifen erfüllten die Luft mit fasträchtlichem Klang, von allen Kirchtürmen läuteten die Glocken, und über allem spannte sich sonnenhell, obwohl man im April war, der berühmte Basler Festhimmel.

Aber über der ganzen ausgebreiteten Herrlichkeit lastete dennoch, nur dem geistigen Auge sichtbar, eine finstere Wolke. Hinter der Stirn Seiner Magnifizenz, des Professors der Jurisprudenz Joh. Rud. Thurneysen, der an der Spitze des Zugs hinter den Stadtbedienten und dem Szeptertragenden Pedellen gravitatisch einherschritt, wälzten sich sorgenvolle, schwarze Gedanken. Noch heute, nach so langer Zeit, lassen sie sich mit ziemlicher Sicherheit erraten und die Muse der Geschichte ermächtigt uns, sie hier in Worte zu fassen.

Nicht seine bevorstehende zweistündige Festrede ist es, die den Herrn Rektor bedrückt, der Text dazu steckt wohlverwahrt in seiner Tasche; das ganze fein ausgeklügelte Festprogramm ist sicheren Händen anvertraut; einige hundert Mann Land- und Stadtmiliz patrouillieren durch die Gassen und vor den Toren, damit kein fahrend Gesindel, auch kein unerwünschtes Landvolk das schönheitsdürstige Auge der fremden Besucher beleidigt und den heiligen Frieden stört. Keine Angst, es wird nichts passieren! Draußen freilich im Reich schlagen die Völker wieder einmal aufeinander, drei gegen einen, aber Basel, wie immer, dank seinem Glück und der Klugheit seiner Bewohner, bleibt unbehelligt. Wie schön sagt dies Collega Anton Birr in seiner lateinischen Jubelode¹:

Armis dum celer undique Borussus
 Belli tergemini premente mole
 Densas dissipat hostium cohortes
 Ut quondam catulos leo venantum —
 — — — — — — — — — —
 Solae Rauracides fuere musae
 Saeclis iam tribus otio beatae.

— „während der schnelle Preuße von dreifachem Kriege bedrängt die feindlichen Heere mit seinen Waffen zersprengt, wie der Löwe die Hunde der Jäger“ — (denn, wenn auch einige Schweizer Regimente unter der französischen Fahne mitfochten, das protestantische Baslerherz schlug offenkundig für den Preußenkönig)

— „während die Ratheder verlassen stehen und die Pfleger der schönen Künste sich der kriegerischen Mühen unterziehen müssen usw. — da genießen allein die glückseligen Musen der Rauraciden schon drei Jahrhunderte lang der friedlichen Muße“. — Nein! in dieser Richtung ist vir magnificus ganz beruhigt — sie mögen sich die Köpfe spalten, bei uns, gottlob! in Basel, bleibt's beim Alten — etwas ganz Anderes bekümmert ihn. 324 Teilnehmer zählt der festliche Zug, von den Schülern abgesehen, aber davon sind nur knapp ein Viertel Studenten. Auf jeden der 18 Professoren kommen 4 Hörer, oder wenn man die rund 20 Privatdozenten mitrechnet, sind es 2 Studenten für jeden Lehrer! Dabei sind von den Herren Studiosen kaum 40 von auswärts, und auch von diesen sind wiederum ein guter Theil arme Theologiestudentlein, die kein Geld einbringen, sondern gar im Alumnium auf hiesige Kosten erhalten werden. Und dafür also, um mit diesen paar Leutlein zu paradieren, das ganze Massenaufgebot, die wochenlangen Beratungen, das Freudengeschrei und Fahenschwenken! Nicht zu reden von den gewaltigen Kosten! Die ganze Jubelfeier ist — (die Wörter Bluff und Humbug waren damals noch nicht erfunden, sonst hätte Seine Magnificenz sie jetzt gebraucht).

Wie anders stand der Urahn seiner Ehegattin, der hochwürdige Herr Lukas Gernler da, der vor hundert Jahren die Festrede gehalten hatte! Auf welche Zeiten konnte man damals zurücksehen, als um 1600 herum sich jährlich über hundert Studenten in die Matrikel einschrieben, als die Universität Basel der vornehmsten eine war und es von fremden Standesherrn, von Baronen und Grafen nur so wimmelte. Aber dann

kam der Dreißigjährige Krieg und die Pest, und die Hörerzahl ging auf die Hälfte herunter und hörte seitdem nicht mehr auf herunterzugehen, und auch die Standesherrn blieben weg. Jetzt hatte man Jahre, in denen keine 30 Studenten sich anmeldeten, und bei manchen ließ die Qualität sehr zu wünschen übrig. Auswärtige Gelehrte, die nach Basel kamen, wie der Doktor Zimmermann, mokierten sich über die drei Medizinprofessoren, die zusammen sechs Studenten hatten. Da war vor etwa einem Jahr der Herr de Maupertuis, der weltberühmte Präsident der preussischen Akademie und Tischgenosse König Friedrichs, bei seinem Freund, dem Prof. Joh. Bernoulli im Engelhof abgestiegen — 30 Jahre früher war er schon hier gewesen, um beim alten Herrn Bernoulli, dem Archimedes seines Säkulums, den Calculus integralis zu erlernen — jetzt hatte der große Herr seiner Verwunderung Ausdruck gegeben über die „léthargie où est l'université et la librairie de Basle“! — Es ist nicht zu verheimlichen, der Ruhm der alten Hochschule ist dahin!

Was aber ist schuld an diesem Niedergang? (Hier zeigt sich eine Zornesfalte auf der Stirn des Herrn Rectors, wenn er daran denkt, was in der Bürgerschaft ganz allgemein herumgeboten wird) — Die Professoren seien schuld, sagen die Herren vom Rat! Sie sind nicht fleißig, sie machen zu lange Ferien, viermal im Jahr, sie lesen nur wenige Stunden in der Woche, und wenn zu wenig Hörer kommen, gar nicht. Und was gelesen wird, ist zu abstrakt, sind scholastische Spitzfindigkeiten, nichts, was man brauchen kann, nichts was für den Ackerbau, die Baukunst, die Mechanik, die Färbereien und Manufakturen oder für Politik und Vaterlandskunde nützlich wäre. Dabei sind sie noch frei von Militärlasten, haben ihre eigene Gerichtsbarkeit und sonstige Vorrechte, und lassen sich vom Staat, der sie bezahlt, nichts dreinreden. So denken und reden die gnädigen Herren, die hinter uns im Festzug mitgehen, und man munkelt sogar, daß der Herr Ratschreiber Iselin eine Schrift in petto habe, in der dies alles

gedruckt zu lesen sei². Er soll verlangen, daß wir täglich drei Vorlesungen halten sollen wie ein kleiner Schulmeister, und meint, daß viermal eine Woche Ferien im Jahr genügend sei! Laienhaft, Herr Ratschreiber, höchst laienhafte Vorstellungen von den Aufgaben und Leistungen eines Hochschullehrers! Träume eines Menschenfreundes, die wir entschieden ablehnen müssen!

Alle diese Vorwürfe sind lächerlich und schreien zum Himmel! Was kann die Alma mater Basiliensis dafür, daß drüben im Reich neue, reich dotierte Universitäten gegründet wurden, wie 1737 Göttingen, 1743 Erlangen, die mit fürstlichen Gehältern die Celebritäten an sich ziehen und durch ihren neuen Glanz die Studiosi herbeilocken? Ist nicht Leipzig ein klein Paris geworden, und Straßburg eine lustige Stadt, in die neuerdings Gelehrte und Hofleute zusammenströmen, um die Vorträge des Professors und Hofhistoriographen Schoepflin anzuhören? Warum kann Basel nicht mehr mittun? Antwort: weil die Stadt nichts tut für die Hebung der Wissenschaft, weil sie mit dem Geld knausert für die Ausrüstung der Anstalten, und weil sie den Professoren Hungerlöhne zahlt! Die letzte Besoldungserhöhung geschah im Jahr 1695! Warum z. B. gibt es so wenig Mediziner? Weil man nicht durch geeignete Gesetze für genügendes Leichenmaterial sorgt und sogar die Auslagen für einen Prosektor scheut! Und wovon sollen die Professoren leben, wenn keine zahlenden Studenten da sind, wenn Examens- und Promotionsgebühren, die Sporteln für Rektor und Dekane, und — vergessen wir sie nicht — wenn die reichlichen Doktorschmäuse dahinfallen? Was haben die Herren Dozenten davon, daß sie über die Nachtschwärmer und Schuldenmacher unter ihren Hörern zu Gericht sitzen dürfen, als daß sie viele Zeit verlieren? Gewiß, der Magistrat hat sich nicht in die Fakultätsgeschäfte zu mischen, obsehon er dies gelegentlich doch tut, dafür kann aber kein Professor in den Großen Rat gewählt werden; Handwerker und Kaufleute entscheiden über das Wohl und Wehe

der Universität, die selbst nicht mitzureden hat. Ein beliebiger Schuster kann im Rat sitzen, dagegen wir, Joh. Rudolf Thurneysen, Professor für kanonisches Recht und Verfasser einer Dissertation über das Urheberrecht, von der man nach 150 Jahren noch reden wird³ — wir können dies nicht! Freilich sind die hohen Beamten und Häupter des Staates gebildete Leute, zum Theil gelehrte Juristen, aber die Wissenschaft und ihre Vertreter richtig zu ehren, das verstehen sie doch nicht. Zum Beispiel — Rektor Thurneysen wendet sich zu seinem Nebenmann, einem hochbetagten Herrn, der aber noch rüstig und mit jovialer Miene einherschreitet; es ist der Hochwohlgeborene, Hochweise, Gnädige Herr Oberst-Zunftmeister Fäsch — „eine hohe Ehre, daß Ew. Gnaden sich ohngeachtet Dero achtzig Jahren nicht haben abhalten lassen“ — aber wo sind die übrigen drei Häupter unserer Republik? Ach! der andere D. J. M. Herr Debary, und der 86jährige Bürgermeister Herr Falkner haben sich wegen Alter und Schwäche entschuldigen lassen, der zweite Bürgermeister aber, Herr Samuel Merian, hatte die Zumutung übel empfunden, daß er an diesem Ehrentag der Akademie neben dem Rektor im Zuge gehen sollte, anstatt, wie es ihm zukam, vor ihm — und er war grollend weggeblieben. Und auch einige Herren vom Geheimen Rat hatten es nicht ertragen, daß sie hinter den Dreierherren plaziert worden waren und hatten abgesagt. So also wird die Wissenschaft in Basel geehrt! Ein verheißungsvoller Auftakt zum Jubiläum! —

Doch unter diesen trüben Betrachtungen ist der Festzug beim Hauptportal des Münsters angelangt und biegt nun, von den schmetternden Klängen einer Jubelouvertüre empfangen, in das Innere ein. Bevor Rektor Thurneysen sich setzt, läßt er noch einmal seine Blicke über den nachfolgenden Zug schweifen, und seine Miene hellt sich auf. Direkt hinter ihm kommen, von Deputatsherren geleitet, noch vor dem Dekan der theologischen Fakultät und dem ehrwürdigen Herrn Antistes, drei blutjunge Herren von distinguiertem Aussehen. Das sind

— erstehen die alten Zeiten wieder? — die drei Reichsgrafen Joseph, Samuel und Adam Teleki von Szeke aus Ungarn, die, angelockt vom Ruf unserer alten Universität, nacheinander im Lauf des Wintersemesters nach Basel gekommen sind, um sich daselbst in den Wissenschaften auszubilden. Der Ruhm der Basler Gelehrsamkeit ist also noch nicht ganz vergessen bei den Großen dieser Welt! (Diese Tatsache konnte der Bürgerschaft nicht deutlich genug demonstriert werden, und die drei Studenten haben daher den höchsten Ehrenplatz hinter dem Rektor erhalten.) Übrigens sind noch andere Herren von Stand hier, nämlich die Bündner Herren von Planta, Salis, Sprecher, Mysanis und Zoya, die man ebenfalls getrennt von der gewöhnlichen Sorte akademischer Bürger zwischen die Professoren und die Privatdozenten eingereiht hat. Es herrscht zwar — nebenbei bemerkt — bei unsern Dummköpfen ein lächerlicher und ungeheimer Haß gegen alles, was nur nach Edelleuten schmecken möchte⁴, aber das ist republikanische Theorie, in praxi weiß unsere Bürgerschaft solche hohen Herren, wenn sie uns die Ehre ihres Besuches geben, sehr wohl zu estimieren.

Gleich bei den Grafen steht unser vortrefflicher Collega Beck von der theologischen Fakultät, der aber auch Weltgeschichte vorträgt und, besonders verdienstlich, über die Geschichte unseres Vaterlandes schreibt. Seine Hauptfreude sind alte Bücher, darum verwaltet er die akademische Bibliothek in der Mücke sowie die kostbare Sammlung, die sein jüngst verstorbener Oheim Frey mit besonderer Stiftung der Universität vermacht hat. — Dann bei den Juristen gewahren wir unseren gelehrten Amtsbruder Rudolf Iselin, bei dem die adligen Herren Institutiones Justiniani hören —, eines der einflußreichsten Mitglieder der Universität und dazu ein kluger Politiker, der zu verschiedenen europäischen Kabinetten Beziehungen unterhält! — Hinter ihm kommen die beiden Brüder Zwinger, Mediziner und Naturforscher, der eine Hofarzt Seiner Durchlaucht des Markgrafen von Baden-Durlach,

beide noch immer hochachtbare Vertreter des alten Gelehrtenstamms. Da, der kleine rundliche Herr bei ihnen, dem man den Sechziger nicht ansieht, hat sich scheint's gerade einen Wisgeleistet — immer zu Spaß aufgelegt, unser guter Daniel Bernoulli! — dabei unsere größte Celebrität, seit dem der selige Herr Vater vor zwölf Jahren das Zeitliche gesegnet. Sein jüngerer Bruder Johann mit der Habichtsnase, der so nervös den Kopf schlenkert und Grimassen schneidet, sieht eher älter aus — soll auch ein berühmter Mathematikus sein, obgleich man ihn meist beim Tarok antrifft — jedenfalls verdanken wir den beiden unsere drei Grafen, also Preis und Ehre ihrem Namen! —

Da kommt auch der akademische Nachwuchs heran, unser eleganter Dr. Abel Socin, der so schöne elektrische Experimente zeigen soll, und heute den Ceremonienmeister macht; und der Dr. d'Annone, der das berühmte Naturalienkabinet hat. Er wäre der richtige Mann auf einen neuen Lehrstuhl für Naturgeschichte, der uns mangelt, wenn nur der Magistrat die Einsicht hätte. Der aber läßt die Talente brach liegen oder vertreibt sie ins Ausland. Unsere Stadt besitzt noch Gelehrte, um eine der berühmtesten Universitäten der Welt zu formieren, aber wenn dies so weiter geht, werden wir bald nicht genug Kräfte für die Volksschule aufbringen — hat dies nicht schon vor zehn Jahren unser großer Daniel in einer Eingabe an den Rat geschrieben? Aber die Angstmeier haben ihm nachträglich den Satz gestrichen! —

Doch das Münster hat sich bis zum letzten Platz gefüllt, vir magnificus setzt sich mit entschlossener Miene. Er wird sich nicht fürchten die Dinge beim Namen zu nennen! Eine solche Gelegenheit, den versammelten Magistraten und Künstlern ins Gewissen zu reden, kommt nicht wieder. Man hat dafür gesorgt, daß sie benützt wird!

Gesang braust durch das Münster, Chor, Quetto, Parlando — unser vortrefflicher Musikmeister und Compositor

Rachel hat sich gewaltig angestrengt! — man versteht etwas von Serafinen — Rauracinen — Jubeltöne — Heldensöhne — schade, daß Collega Spreng, unser schwungvoller Festdichter, propter tumorem, wegen eines unzeitigen Geschwürs nicht selbst dabei sein kann — nochmals Chor und Gemeindegesang — Achtung! der Herr Antistes Merian steht auf der Kanzel. Wenn es nur stille würde! —

Er beginnt zu erzählen von Joab, dem Feldherrn Davids, der die Stadt Abel zerstören wollte, als ihm ein Weib von der Mauer zurief: „Du willst die Stadt töten, die Mutter in Israhel?“ Die Stadt Abel, führt er aus, wird hier „eine Mutter“ geheißen, so wie etwan eine Universität eine Alma mater, eine Nährmutter genannt wird. — Der Vergleich bricht hier ab, aber, jedermann merkt, wer ist dann der unverständige Joab, der die Alma mater töten will? Ha, ha, Gnädige und Gestrenge! — der hochwürdige Herr geht gleich in medias res. — Was sagt er? Er will von der Hochschule reden — „Erstens: von ihrem Ursprung“ — schade, daß man nur die Hälfte versteht bei dem Gemurmel — dieser Teil ist etwas zu lang geraten — „Des Anderen: von ihrem Nutzen“ — hier kann er nicht weitläufig genug sein — hört, hört: „Nun mangelt es zwar niemahlen an solchen, welche dieselbe als etwas unnützes ansehen. Aber wer seynd diese? Solche die Mangel an Verstand haben, oder die nur was mit ihrem Ehrgeiz, Eigennuz und Lustseuche übereinstimmt, für schön und nützlich halten. Mit einem Wort solche, welche eben damit, daß sie die Hohen Schulen verächtlich halten genugsam zu erkennen geben, daß sie selbst — (sie mögen so reich und fürnehm seyn als sie wollen) — keiner sonderlichen Achtung würdig seyen.“ — Ein herrlicher Mann, unser Herr Merian, er gibt's ihnen! — „Aber Drittens, Geliebte, lasset uns nun auch reden von dem so den Nutzen mithin auch den Ruhm der Hohen Schulen befürderen kan. Dazu gehöret vor

allem, daß die Cathedrae mit rechtschaffenen und tauglichen Subjectis oder Professoribus besetzt sind. Ein solcher wird aber nur dann mit Lust unterrichten, wenn er damit Ehre erwerben kann; nicht aber wann er sehen muß, daß ein Gelehrter nicht viel giltet und etwann noch weniger als der geringste Handwerker oder gar Tagelöhner geachtet werde. Ein Mittel, taugliche Professores zu haben, wäre allso, wann man die Gelehrten hochschätzete, sie gebührend ehrete und bey allen Anlässen und Gelegenheiten ihnen vor denen Angelehrten den Vorzug gäbe.“

Aber, wie es bei Jesus Sirach Kap. XVIII V. 27 heißt: Wer der Lehre wartet, soll nicht pflügen, d. h. eine andere Profession treiben, um leben zu können. „Nun kann zwar einer etwann reich seyn an schönen Wissenschaften, er ist es aber eben nicht allemahl auch an zeitlichen Mittlen. Ein Mittel, gelehrte und nuzliche Professores auf einer Univerſität zu haben, wäre dann auch, wann man denselben einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen gedächte.“

„Wie steht's nun damit, Geliebte, an unserer Univerſität? Ja, zur Zeit ihrer Gründung vor 300 Jahren wurde sie hochgeschätzt, und von einer Hohen Obrigkeit mit Freiheiten und Privilegien ausgestattet. Edle Gesinnungen! davon zu unseren Zeiten, fast nirgendwo mehr etwas anzutreffen ist. Ach! möchte doch der heutige Tag dergleichen in allen Gemüthern neuerdingen erwecken und befestigen!

Und welchen Nutzen hat unsere Univerſität gestiftet! Keine in Europa hat so viele treffliche Gelehrte im eigenen Schoß gezeugt. Und wieviele Ausländische sind ehemals ihret wegen in unsere Stadt zusammengeströmt! Wenn aber seit einiger Zeit unsere Hochschule von Fremden nicht sonderlich frequentiert worden, so kann die Schuld dessen, Denen so auf derselben lehren, mit recht nicht beygemessen werden. Es müssen andere Ursachen seyn, davon man, wenn man Zeit hätte, vieles reden könnte! Aber auch

so, wie sie ist, ist unsere Universität noch eine schöne Sache, und es sollten nur die ehrlichen Bürger, denen ein politisches Amt, eine Rat- oder Gerichtsstelle zugefallen ist, davon sich mehr zu Nutz machen und ihre Söhne in den nötigen Wissenschaften unterrichten lassen.“ — —

Nie seit Menschengedenken ist einer Predigt von den Professoren unserer Universität mit größerem Beifall gelauscht worden. Genugtuung glänzt aus ihren Mienen, während von neuem ein Jubelchor um ihre Häupter braust:

Feyre, Basel, dise Stunden
Von der Barbarey entbunden
Bis zum großen Jubeljahr!

Das Münster öffnet sich, die Menge strömt hinaus, — hoffen wir, daß der hineingelegte Same aufgehen wird! Die weitere Bürgerschaft kann nach Hause gehen, aber die Dreier- und Dreizehnerherren, die Deputate und Gerichtsherren sind noch nicht entlassen. Nach dem geistlichen Zuspruch harret ihrer noch eine weltliche Ermahnung. Von neuem formt sich der akademische Zug und schwenkt, wieder von der Miliz flankiert, vom Hauptportal im Bogen herum zur Galluspforte, durch diese hinein und hinauf durch den Chor zum sogenannten Doktorsaal, den wir heute vom Bischofshof aus betreten. Orchester und Gesang begrüßt die Versammelten, dann besteigt Rektor Eburneysen das Ratheder, der große Moment ist da.

Alle wesentlichen Gedanken sind zwar von seinem Vordner leidlich kurz und in schlichtem Deutsch vorweggenommen worden, es bleibt ihm nur übrig, dieselben noch einmal unleidlich lang und in rollendem Latein den Gemüthern einzuprägen. Damit aber die menschliche Kraft nicht vor der Zeit erlahme, ist ein zweimaliges musikalisches Intermezzo aus dem melodischen Born Meister Rachels zur Erquickung vorgesehen. Man muß deutlich sein mit Behörden! Freilich nicht zu deutlich. Der Herr Pfarrer im weiten Münster vor allem Volk

hat es leichter, kräftig ins Zeug zu gehen. Hier im kleineren Raum, sozusagen en famille mit der hohen Obrigkeit, muß man schon etwas diplomatisch vorgehen. Der Herr Rektor wird also die polemischen Stacheln mit verzuckertem Wortschäum überkleistern, aber wer Ohren hat zu hören, wird sie gleichwohl bemerken.

Er wird also zunächst umständlich reden von Jubiläen im allgemeinen, ihrer Berechtigung und Nützlichkeit, insonderheit von den Jubiläen hoher Schulen und Akademien, alsdann von diesen selbst und ihrer nicht genug zu würdigenden Herrlichkeit. Hierauf, nachdem er die Kraft des Dreieinigen zum Beistand herabgefleht, wird er die Vorzüge der Alma mater Basiliensis lobpreisen, besonders das Weltwunder, daß die kleine Stadt über ein Jahrhundert lang ihre Lehrstühle und Kanzeln aus eigenem Gut mit trefflichen und berühmten Gelehrten besetzt hat. „Umsomehr“, fährt er dann fort, „sind diese aber zu bewundern, da wir wohl wissen, daß sie nur durch den eingepflanzten göttlichen Erieb zum Guten und Wahren in ihren Studien angespornt werden, nicht durch die mäßigen Ehren, die Künste und Wissenschaften bei uns genießen, nicht durch die kargen Belohnungen und beschränkten Rechte, unter denen ihr Leben dahingeht.“ — Doch, Freunde, nicht diese Töne — laffet uns lieber von etwas Erfreulicherem reden, nämlich von dem, was Ihr, erlauchte Väter des Vaterlandes und Gottes Plahhalter, in diesem Säkulum für die Erhaltung und Verschönerung unserer Universität getan habt! War dies auch nicht eben viel und unterhalb unserer bescheidenen Sehnsucht, so wäre es doch undankbar, dasselbe ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Denn wo ist je ein Herrscher unter so glücklichem Gestirn geboren worden, daß er nicht einiges, was heilsam gewesen wäre, übersehen hätte?

Also — wir haben einen anständigen Raum für die Bibliothek bekommen, in der Mücke, — und einen Kräutergarten für die Herren Doktoren, ferner hat man den Pro-

motionsaal, in dem wir reden, eingerichtet, ebenso ein Physikzimmer im Stachelschützenhaus, und sogar ein vergoldeter Erdglobus von beträchtlicher Größe ist angeschafft worden. Aber nicht nur solche Denkmale ihrer Freigebigkeit haben unsere Stadtväter aufgestellt, die ihnen selbst zum Ruhme gereichen, sondern sie haben auch etwas getan, um den unermüdlichen Fleiß und Eifer der akademischen Lehrer zu vergelten, sie haben nämlich im Jahr 1695 — heute vor 65 Jahren — die unzureichenden Besoldungen ein wenig erhöht! Zur allgemeinen Glückseligkeit fehlt nur noch die Eröffnung der in Aussicht gestellten Reitbahn, womit gleich der Eintritt in das neue akademische Säkulum durch eine weitere großartige Munifizenz gefeiert würde.

Doch genug von den unermesslichen Wohltaten einer milden Obrigkeit, wir wollen nun betrachten, was die beglückte Universitas ihrerseits dafür geleistet hat! — Der Redner ergeht sich nun in umständlicher Aufzählung all der großen und kleinen Lichter, die den akademischen Himmel Basels geziert haben. Der Stolz ist berechtigt, mit dem er die Namen der B u r t o r f, der Z w i n g e r, der B e r n o u l l i und mancher anderer Familien anführt, die mehr als einen Gelehrten von europäischem Rufe gestellt haben. Auch der im Ausland wirkenden Söhne der Vaterstadt gedenkt er, L e o n h a r d E u l e r s zum Beispiel, wobei er sich der alles andere überragenden Weltbedeutung dieses Namens begreiflicher Weise nicht bewußt ist.

Nach diesem wird den wehrlosen Magistraten in langer Liste vorgerückt, welche Geschenke und Stiftungen eine so nützliche Anstalt von dankbaren Schülern und hohen Gönnern je-weilen erhalten und wie gesittete Völker eine solche in Ehren halten zum Unterschied von den Barbaren, die mit Gold und Edelsteinen prunkend aus Mangel an Unterricht und Wissenschaft im Aberglauben verstrickt bleiben und wie das liebe Vieh dahinleben. Schließlich steigert sich die Rede zum Gebet, in dem der Segen des Höchsten für die Stadt, die Bürgerschaft und die Universität herabgesleht wird. Der Allmächtige wird

noch besonders darum angerufen, die Landesväter mit Weisheit und gutem Rat zu erfüllen, und die Zahl derer zu vermehren, die Künste und Wissenschaften zu schätzen wissen; vor allem aber möge er den Studien Gönner und Protectoren erwecken, die ach! — so selten geworden sind. Zuletzt werden in einer gewaltigen Schlußtirade alle Anwesenden noch einmal am Gewissen gepackt und zu edlen Taten aufgerüttelt, dann schließt der Redner mit einem Heilwunsch für die dulcissima mater Academia⁵.

Erlöst atmet die Versammlung auf und lauscht noch einige Minuten den Gesängen, welche die hohen Weisheitslehrer — Barbarei-Zerstörer —, scharfen Kunst-erfinder, — aller Schulen Gründer — in sachgemäßer Weise lobpreisen. Die Strophe —

Wie man den Menschen immer schätze
So ist er von Natur doch wild.
Allein durch Schulen und Gesäße
Entwickelt sich des Schöpfers Bild.

— könnte von Sarastro gesungen sein und dürfte als Inschrift über den Eingang gesetzt unserem Lehrerseminar zur Zierde gereichen.

Begleiten wir noch einige Augenblicke unseren Rector magnificus, der zum letzten Mal an der Spitze seiner Academia triumphans durch das Spalier der fahnen-schwingenden, heil-rufenden Bürgerschaft hindurch zur Augustinergasse zieht! Aus den Fenstern des Kollegiums kracht ihm eine Symphonie von Posaunen, Zinken, Trompeten, Waldhörnern und Klarinetten entgegen, die die ungeduldig knurrenden Mägen über-tönt — es ist nämlich ein Uhr vorbei und im oberen Saale harrt eine festlich gedeckte Tafel. Aber noch ist es nicht so weit. Der Ratschreiber Isak Iselin tritt vor und übergibt Seiner Magnifizenz mit einigen herzlichen Worten im Namen des Kleinen Rates einen prächtig verzierten, silber-goldenen Becher, dessen Mittelstück die Form eines Straußen-Eies hat, fast kopf-groß, innen hohl — hm! soll das eine Anspielung sein? Doch

nein — im Innern liegt ein Zettel mit freundlichem Widmungsverß und einigen Exemplaren der goldenen Denkmünze, die der Rat für diesen Tag hat prägen lassen. (Auf der einen Münze sieht man die Frau Basilea mit der Umschrift: Nutrix musarum. Der sinnige Vorschlag, die Nährmutter der Wissenschaften als Diana mit 18 Brüsten darzustellen, den 18 Professoren entsprechend, kam leider nicht zur Ausführung.) Nach wortreicher Verdankung kann vir magnificus endlich nach Hause eilen, um die Amtstracht abzulegen, denn mit dem Mühlstein um den Hals kann man sich nicht zu Tische setzen. Endlich um Zwei beginnt der kulinarische Teil der Feier und das Ausbringen von etwa 60 Gesundheiten nach strengem Ceremoniell bringt die Lebensgeister wieder auf die gewohnte Höhe. Wenn der Abend sinkt, kann Magnificus, wenn er will, zu einer Auf- führung der Ackermannschen Truppe ins Theater gehen, wo der König Codrus vier Szenen lang stirbt — absit omen! — ist nicht die Alma mater langsam am Sterben? — genug, genug! Wer weise ist, geht nach Hause, um

— einen langen Schlaf zu tun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß!

II.

Die Subelfeier von 1760 bildet einen Abschnitt in der Auseinandersetzung zwischen Universität und Staat, die sich durch die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurchzieht. Ich habe die Erzählung ihres Verlaufs⁶ benützt um den Leser gleich mitten in die Diskussion zu stellen. Zum genaueren Verständnis möge noch folgendes gesagt sein. In der kleinen Stadt Basel mit ihren 15000 Einwohnern, von denen aber nur die Hälfte Staatsbürger waren, bildete die Universität einen noch winzigeren Unterstaat. Sie besaß ihre eigene „akademische“ Bürgerschaft, zu der nicht nur Studenten und Dozenten, sondern auch Fecht- und Tanzmeister, Musikanten, Sprachlehrer und andere Hilfskräfte gehörten. Regiert wurde

diese Gelehrtenrepublik von einem Ausschuß der Professoren, der Regenz, die über ihre Bürger eigene Gerichtsbarkeit ausübte. Daß die Akademiker von den militärischen Lasten befreit waren, war ein weiteres Zeichen ihres Sonderdaseins. Der Staat übte zwar durch seine vier Deputate eine gewisse Oberaufsicht, mischte sich aber im ganzen wenig in die Angelegenheiten der Fakultäten ein. Seine Hauptfunktion bestand darin, daß er sie bezahlte. Aber an diesem Punkt zeigte sich eben die Rehrseite der Medaille. Denn wenn der Große Rat der Regenz nicht drein zu reden hatte, so waren dafür die Professoren vom Regiment ausgeschlossen und hingen für ihre Besoldungen und den Unterhalt der Institute völlig von der Gnade der 282 nicht immer gnädigen Herren ab, unter denen nur eine kleine Minderheit akademisch gebildeter Personen saßen, die von der Bedeutung und von den Bedürfnissen einer Hochschule eine gewisse Vorstellung haben konnten. (Man denke zum Vergleich daran, daß heute fast alle höheren Verwaltungsbeamten einen akademischen Grad haben, daß auch Universitätslehrer in den Räten sitzen, daß sogar einmal gleichzeitig drei Regierungsräte Professoren waren.) Daß man Ärzte, Juristen und Pfarrer brauchte, leuchtete schließlich Jedermann ein, aber zu den Fächern der philosophischen Fakultät, zu Philologie, Mathematik, Naturwissenschaft und alter Geschichte fehlte den Handwerkern, Kaufleuten und Fabrikherren in den Räten jede Beziehung; ja, wären jährlich aus der Fremde einige hundert Studenten nach Basel gekommen und hätten ihr Geld unter der Bürgerschaft rollen lassen, so wäre der Nutzen einer Universität in die Augen gesprungen, und auch die Professoren hätten durch vermehrte Kollegelder, Examen- und Promotionsgebühren, Fleißprämien und andere Sporteln ein besseres Auskommen gefunden. Da das Gegenteil der Fall war, da man von Studenten sozusagen nichts merkte, da die Professoren, statt etwas einzubringen, nur immerfort Zuschüsse verlangten, so sank das ganze Institut rasch und immer tiefer in Ungnade.

Man begann sich zu fragen, was den auffallenden Niedergang der einst blühenden Hochschule verschuldet habe. Das einfachste war natürlich, die Professoren dafür verantwortlich zu machen. Wir haben bereits gehört, welche Vorwürfe man gegen sie erhob, und wie diese selbst darüber dachten. Aber wie sollten sie sich wirksam verteidigen, da ihnen jede Möglichkeit genommen war, in den Räten persönlich ihre Meinung zu vertreten? Da kam das Jubiläum, an dem einen Tag lang die Universität das große Wort bekam. Wie wir gesehen haben, hatte die Regenz diesen freudig-schmerzlichen Anlaß geschickt benützt, um einmal mit Bürgerschaft und Rat frisch von der Leber weg zu reden. Kirche und Wissenschaft hatten in seltener Einigkeit den Finger auf die Wunde gelegt und hatten auch das Pflaster angedeutet, das Heilung bringen sollte.

Aber ach! Der Redeschwall war in taube Ohren gefallen. Sogleich nach dem Fest zirkulierte eine Druckschrift des Ratschreibers Isak Iselin, die dieser schon einige Jahre im Pult liegen, aber wohl aus Rücksicht auf die Jubelfeier taktvoll zurückbehalten hatte. Darin kam die überwiegende Meinung der Herren Räte zum Ausdruck, kaum gemildert durch einige Zugeständnisse des humanen Verfassers.

Unsere glückselige und teuerste Vaterstadt — heißt es zu Anfang — hat die Ehre, eine Universität zu besitzen und ist dadurch, besonders durch den großen Namen der Bernoulli, in allen Weltteilen berühmt geworden. Trotzdem könnten unendlich mehr Vorteile aus den Wissenschaften gezogen werden und diese könnten bei den Bürgern in größerer Hochachtung stehen, als der Fall ist. Was ist die Ursache hievon? Die Gelehrten werfen die Schuld auf unsere Verfassung und schlimme Denkungsart. „Wir klagen sie der Nachlässigkeit, der Untüchtigkeit zu öffentlichen Geschäften, bisweilen sogar einer völligen Annußbarkeit an, und oft kommt uns die Universität selbst, davon wir so wenig Nutzen sehen, als etwas überflüssig vor.“ Ein billiger Richter würde vielleicht sagen, der Fehler liege auf beiden

Seiten: „der Staat muntert die Gelehrten nicht genug auf und die Gelehrten bemühen sich nicht genug, sich der Huld und Liebe des Staates würdig zu machen.“

Ohne sich bei dem ersten Teil dieses Satzes aufzuhalten, wendet sich der Verfasser dazu, den zweiten Teil ins Einzelne zu erläutern. Er spricht zunächst allgemein von dem auf den meisten Universitäten noch ruhenden Geist des Mittelalters, in dem die Gelehrtheit nur in einem dunkeln und verwirrten Wortkram bestand, und von dem Schlamm der Pedanterie, der Wörterwissenschaft und der Quidditäten, der schon manche schöne Seele verderbt habe. Daraus erkläre sich die Ungeschicklichkeit so vieler Gelehrten zum bürgerlichen Leben, und das allgemeine Vorurteil, daß alle so seien; daher auch der wenige Nutzen, den die Gesellschaft, insbesondere in dem Moralischen, aus den Wissenschaften ziehe. Denn der einzige und letzte Zweck einer Universität, auf den alle ihre Einrichtungen hinzielen müssen, ist ganz allein die Verherrlichung des göttlichen Namens und die Beförderung sowohl der moralischen und physikalischen Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, durch Erkenntnis, Frömmigkeit, Tugend und Künste.

Damit ist nun das Leitmotiv für die Verbesserungsvorschläge gegeben, die Iselin der Reihe nach für die vier Fakultäten aufstellt. Die Theologen, Juristen und Mediziner sollen sich mehr um die Tüchtigkeit und Moralität ihrer Zöglinge kümmern als bisher. Auch die Mathematiker und Physiker sollen sich um die Seile ihrer Wissenschaft bemühen, die die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft befördern, alles andere, was noch soviel Scharfsinn erfordert, hat dagegen geringen Wert. Prophetisch klingt heutzutage die Mahnung an den Philologen, bei der Lektüre der Alten darauf zu achten, daß nicht schädliche Ansichten die Jugend vergiften. „So ist zum Exempel von Griechen und Römern die Liebe des Vaterlandes so sehr erhoben worden, daß sie oft Handlungen, die

aus dieser Quelle geflossen, dabey aber die Wahrheit und Rechtschaffenheit verleget worden, allzusehr erhoben haben“. Wir haben nicht nötig, die einzelnen Wissenschaften mit ihrem Kritiker durchzugehen.

Schließlich erhalten dann die Professoren noch einige gute Ermahnungen, die sie alle angehen. Die öffentlichen Gratisvorlesungen wollen wir ihnen erlassen, dabei kommt doch nichts heraus, aber die privaten Kollegien sollten billiger sein! Ein Louisd'or pro Semesterkurs sollte in den unteren Fakultäten genügen. Dafür aber etwas fleißiger, meine Herren! Nicht so lange Ferien! Eine Woche vor Weihnachten, Ostern, Pfingsten und im Herbst genügt vollauf. Und nicht nur eine Stunde lesen im Tag, sondern drei, auch dann wenn nur ein Student kommt, falls er wenigstens für drei zahlt! Und dann noch etwas Neues, von dem wir uns viel versprechen: populäre Vorträge über angewandte Wissenschaften für ein weiteres Publikum, jeden Donnerstag einen — das wäre der bürgerlichen Gesellschaft und unserem teuersten Vaterlande von größtem Nutzen!

Die übrige Einrichtung der hohen Schule könnte alsdann beim Alten gelassen werden — („auch unsere Gehälter von 200—300 Pfund, oh Herr Ratschreiber, edler Menschenfreund, der Sie selbst 900 beziehen?“). — Durch solche guten und weisen Vorkehrungen dürfte es nicht schwer sein, die alten Zeiten zurückzurufen und zu bewirken, daß wieder hundert und mehr Studenten nach Basel kommen! — —

Hier hatten es also die Professoren gedruckt bekommen, was man von ihnen dachte und verlangte. Andererseits waren auch die Reden des Antistes und des Rektors herausgegeben worden, und die Bürgerschaft hatte also Gelegenheit, die Gründe von hüben und drüben zu vergleichen. In Iselins Schrift stehen übrigens auch einige Dinge, die ganz im Sinne der Professoren waren. Es ist z. B. interessant zu sehen, daß der Ratschreiber, wo er von der Jurisprudenz redet, in der

er selbst Fachmann ist, plötzlich die Partei wechselt und scharfe Ausfälle gegen die hohe Obrigkeit macht, welche manchmal abgewirtschaftete Familiensöhnelein ohne juristische Vorbildung an einträgliche Notariats- oder Anwaltsposten setze und denen vorziehe, die etwas Nützliches gelernt hätten. Er verlangt deshalb, daß für die Besetzung gewisser Staatsämter ein akademischer Grad gefordert werde.

Ebenso gut ist ein anderer Vorschlag, der aber nicht von ihm stammt, sondern von „einem der erleuchtetesten Kenner der Wissenschaften, und der zugleich eine der vornehmsten Stützen unserer hohen Schule ist“ — (womit nur Daniel Bernoulli gemeint sein kann) — nämlich das Verlangen, die Professoren so gut wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher an der Regierung teilnehmen zu lassen; dafür müßten diese natürlich auf ihre Privilegien (eigene Gerichtsbarkeit, Wachtfreiheit u. a.) Verzicht leisten. —

Da das Bedürfnis nach einer Neuordnung der Hochschule auf beiden Seiten fühlbar war, wurde im Mai 1766 die Regenz aufgefordert, dem Großen Rat Vorschläge zur Verbesserung zu unterbreiten, was diese noch im November desselben Jahres tat. Alles Bisherige war bloßes Vorpostengefecht gewesen, dieses Gutachten aber war ein offizieller Akt, von dessen Wirkung das weitere Schicksal der Hochschule abhing. Das hochinteressante, bisher zu wenig gewürdigte Altentstück⁷ hat folgenden Inhalt.

Zunächst wird festgestellt: Hebung der Universität ist identisch mit Hebung der Frequenz. Und zwar ist zunächst dafür zu sorgen, daß die Zahl der einheimischen Studenten sich vermehrt, dann werden auch mehr Fremde kommen.

Warum aber lassen die Eltern bei uns ihre Söhne nicht mehr studieren? Warum ist insolgedessen auch für die Besetzung der Lehrämter kein Nachwuchs mehr da, wie dies neuerlich bei der Vakanz einer theologischen Professur der Fall war?

Nicht etwa, weil es an der Zahl oder Geschicklichkeit,

auch nicht weil es an dem Fleiß der Lehrer fehlt! „Es finden sich bei uns Leute, welche in allen Stücken den Lehrern auf andern hohen Schulen nicht nachstehen, welche durch Reisen, Briefwechsel, Schriften, Ruhm ihrer Verdienste der Welt bekannt sind.“ (Damit werden also die Anwürfe und Hauptpostulate Isaak Iselins kurz zurückgewiesen.)

Was den jungen Leuten fehlt ist vielmehr die Gewißheit, daß sie durch ihre Studien Ehre und ein sicheres Einkommen erwerben können; denn diese, nicht ein stoischer Idealismus, sind es, welche die große Menge dazu aufmuntern, sich in den Künsten und Wissenschaften auszubilden.

Aus zwei Gründen ist diese Gewißheit nicht vorhanden. Erstens, weil die Wahl zu Lehr- und Pfarramt durch das Los erfolgt. Dieser „Augapfel unseres Freistandes“ soll zwar (im Prinzip) nicht angetastet werden, aber wir sollten die Kompetenz haben, in Fällen, wo ein tüchtiger Mann dadurch benachteiligt wird, durch Amtertausch oder direkte Beförderung das Glück zu korrigieren. (Offenbar war die Gefahr der Vetternwirtschaft in der kleinen Stadt so groß, daß man zu diesem seltsamen Kompromiß griff.)

Noch schwerer wiegt der zweite Grund: auch wer eine Stelle als Lehrer, Pfarrer oder Professor erlangt, kann von seinem Salarium allein kein halbes Jahr leben. Das geringste Handwerk ernährt seinen Mann, aber ein Gelehrter, der keine eigenen Mittel hat, kann „wie Jedermann bekannt ist“, von seinem Einkommen nicht existieren. Sollen also die Eltern nicht abgeschreckt werden, ihre Söhne studieren zu lassen, so müssen in allen Lehrämtern die Besoldungen bedeutend erhöht werden, „ohne welches man keineswegs hoffen könnte, etwas fruchtbares auszurichten“.

Nach einigen praktischen Ratschlägen, wie der Staat sich die finanzielle Mehrbelastung erleichtern könnte, folgt dann noch der uns schon bekannte Vorschlag, für die höheren Staatsämter das Universitätsstudium obligatorisch zu erklären, sowie die Anregung, daß auch den Inhabern akademischer Lehr-

ämter gleichwie „den allerniedrigsten Kollegiis unserer Bürger-
schaft“ Anteil an der Regierung, d. h. Wählbarkeit in den
Großen Rat gewährt werden solle, was beides für die Jugend
ein weiterer Anreiz zum Studium sein würde.

Zum Schluß wird noch bemerkt, daß die Professoren, so-
bald einmal mehr Studenten da wären, ihre Privatkollegien
gern verbilligen würden, was sie bei so wenig Zuhörern nicht
tun könnten. „Denn wer will ihnen zumuten, für eine
Kleinigkeit ganze oder halbe Jahre täglich eine
Lektion zu halten, da man doch einen gemeinen
Sprach-, Rechen- und Schreibmeister mit einem
ganzen oder halben Louisd'or für den Monat be-
zahlt?“

Dieses Gutachten wurde am 1. Dezember 1766 im Großen
Rat verlesen — und ohne Diskussion ad acta gelegt,
wo es noch heute liegt! Wenn man die sachliche und wohlbe-
gründete Schrift liest, die der Misere des Unterrichtswesens
auf den Grund geht und wirksame, im Rahmen des Möglichen
liegende Ratschläge erteilt, so muß man sich wundern, daß die
gnädigen und hochweisen Herren sie einfach unter den Tisch
wischten und alles beim Alten ließen. Peter Ochs^s gibt uns
indes eine Andeutung. Isak Iselin sei auf das Gutachten
„übel zu sprechen“ gewesen. — In der That, seine Vor-
würfe waren von den Professoren in einem einzigen Satz ab-
getan worden. Statt bußfertig zu sein nach seiner Ermahnung,
sprachen sie nur von Ehre und Geld. Sie schrieben sogar (em-
pörend!), es gebe Wenige unter ihnen, „welche der strengen
Sekte der alten Stoiker folgen, und die Tugend ohne Absichten
lieben“! — Man bekommt den deutlichen Eindruck,
daß die heilsame Reorganisation der Universität
zum großen Teil an der besonderen Einstellung des
einflußreichen Ratschreibers gescheitert ist.

Man scheint auch — wieder nach Peter Ochs — im großen
Rat erwartet zu haben, daß die Regenz zum Entgelt für ihre
Forderungen auf ihre Privilegien verzichten werde — (man

hoffte also auf ein politisches Geschäft!). Es wäre vielleicht taktisch klug gewesen, wenn die Regenz dies getan hätte, mit der Sache, der das Gutachten galt, hatte aber diese Frage nicht das Geringste zu tun!

III.

Ich habe bisher dem Leser die Argumente beider Parteien zum Theil mit ihren eigenen Worten zu Gehör gebracht. Auf eine kurze Formel gebracht, lauten die Thesen:

Iselin sieht die Ursache des Verfalls in der mangelnden Thätigkeit der Professoren;

die Regenz im Mangel an finanzieller und moralischer Unterstützung durch den Staat.

Wer hatte nun recht? — Wir wollen versuchen, uns ein unabhängiges Urtheil zu bilden.

Was zunächst die Gehälter betrifft, so ist allgemein zugestanden, daß sie erbärmlich waren. Die 18 Professoren kosteten dem Staat jährlich 5232 Basler Pfund, was auf den Kopf gegen 300 Pfund macht. Es ist schwer, dies in modernem Geldwert auszudrücken, nach der gewöhnlichen Vergleichsmethode kommt man auf etwa 2000 Franken. Eine bessere Vorstellung erhält man, wenn man hört, daß die Jahresausgabe eines fremden Studenten auf 500—600 Pfund — also auf das Doppelte! — veranschlagt wurde. Die Mitglieder der philosophischen Fakultät bekamen übrigens erheblich weniger. Der große Johann Bernoulli (Vater) bezog 40 Jahre lang 262 Pfund, seinem Sohn wollte man anfangs die 62 Pfund Berühmtheits-Zuschlag streichen⁹. Wären diese Bernoulli nicht sehr wohlhabend gewesen, so hätten sie es sich nicht leisten können, aus Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt die glänzendsten Berufungen auszuschlagen.

Ein schönes Beispiel, wie der Staat für seine Gelehrten sorgte, bietet der bekannte Professor für deutsche Sprache und Poesie, Joh. Jakob Spreng¹⁰. Sein Vater hatte sich als Schreib- und Rechenmeister am Gymnasium wirkliche Ver-

dienste um die Schönschrift erworben, er selbst, neben seiner langjährigen Tätigkeit als Geistlicher in deutschen Gemeinden, trat für die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache ein. Nebenbei wäre er auch gern der erste schweizerische Dichter geworden, wozu ihm allerdings verschiedenes mangelte. (Man kann ihn eher den letzten Dichter des 17. Jahrhunderts nennen, insofern er am Silvester 1699 zur Welt kam.) Hingegen wurde er trotz einiger Schrullenhaftigkeit ein verdienter Gelehrter von unermüdblicher Arbeitskraft, der zu den Mitbegründern der germanistischen Wissenschaft gezählt wird. Anfangs der vierziger Jahre erhielt er auf seine Eingabe vom Basler Rat ein Extraordinat, aber ohne Besoldung und Rechte. Als einmalige „Ermunterung“ gab man ihm 300 Pfund und als Brotkorb die Pfarrstelle am Waisenhaus — ein elendes Amtlein, auf das man gewöhnlich nur Anfänger setzte. Nach vielseitiger wissenschaftlicher und literarischer Wirksamkeit schreibt der alternde Gelehrte 1754 in einem jammervollen Bittgesuch¹¹ an den Rat: „ich verdiene da keine bessere Kost als Zuchthäusler — muß auf außerordentliche Mittel denken, daß ich vor Not und Kummer nur nicht vergehe — der geringste Aufwand für Versorgung meiner Kinder ist mir unerschwinglich.“ — Er erinnert den Rat daran, daß er auf die Mitbewerbung um eine vakante Professur verzichten mußte, da er die Kosten dazu (Veranstaltung von Disputationen usw.) nicht aufbrachte. Er bittet aber nicht etwa um Besoldung für seine wissenschaftliche Tätigkeit — (die zählt ja nicht bei den Herrn Zünftlern), sondern um weitere, aber bezahlte Mehrarbeit: „dennoch seufze und bete ich um keine Hilfe, ohne ferner zu dienen, die erste Gnade ist Arbeit, warum ich untertänigst flehe, die zweite Brot dazu.“ —

Kein Mensch in den Behörden dachte in zwanzig Jahren daran, Sprengs Lebenswerk, ein riesiges Wörterbuch der deutschen Sprache, oder wenigstens das höchst verdienstliche basel-deutsche Idiotikon finanziell zu unterstützen — beides ist

bis heute Manuskript geblieben! Mit Gelegenheitsgedichten für vornehme Leute verschaffte sich noch der Sechzigjährige ein nicht gerade edles Nebenverdienst. Für seine Jubiläumsverse erhielt er vom Rat die Quittungen für fünf rückständige Hauszinsen. Gelehrtenschicksal oder Poetenlos — wie man will!

Ich glaube nicht, daß es unter den damaligen Professoren faustische Naturen gab. Aber einige unter ihnen, die Philosophie, Juristerei oder Theologie studiert hatten, wären schon in der Lage gewesen, die Worte des Faustmonologs:

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund so länger leben!

sich zu eigen zu machen. Daß solche Aussichten jeden Bürgersohn, der nicht sehr wohlhabend war, von den akademischen Berufen abschrecken mußten, liegt auf der Hand. Ob die Stadt Basel imstande gewesen wäre, die Gehälter sämtlicher Lehrkräfte zu verdreifachen, ist eine andere Frage, die hier nicht untersucht wird, jedenfalls war die Regenz im Recht, wenn sie die Besoldungsfrage zum Kernpunkt ihres Gutachtens erhob.

Aber hatte nicht auch der Ratschreiber Iselin recht, wenn er den mangelnden Fleiß und die Ungeschicklichkeit der Professoren rügte? Diese Frage ist schwieriger nachzuprüfen. Zweifellos gab es unter den Lehrern der Universität, wie an jeder Anstalt der Welt, einige Nietens. Aber auf die bessere Hälfte kommt es an! Wie steht es damit?

Daß Daniel Bernoulli, wenn auch nicht mehr von der originellen Kraft seines Vaters und seines Oheims, noch immer ein Mathematiker und Physiker hohen Ranges war, der zu den ersten seiner Zeit zählte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Zweifelhafter steht es mit seinem Bruder Johann, der zwar durch einige gelöste Preisaufgaben sein Talent bekundet hatte, seither aber untätig auf seinen Lorbeeren ausruhete. Sein Bruder sagt einmal von ihm, „wenn er nicht so

indolent wäre, könnte er leicht alle andern Bernoulli über-
treffen“, und sein ältester Sohn schreibt später: „(il) était
assez commode et craignait le travail, plus que ne devoit un
homme de tant de genie et d'esprit qu'il en avoit.“ Bei
diesem Bernoulli war also die Ermahnung Iselins vielleicht
ganz angebracht!

Über die anderen Professoren kann ich mir kein eigenes
Urteil erlauben. Was Albrecht Burchardt über die Mit-
glieder der medizinischen Fakultät, was Eberhard Vischer
über die Theologen sagt¹², widerspricht dem nicht, was An-
dreas Heusler in seiner Geschichte der Stadt Basel zusam-
menfassend bemerkt, daß man die Basler Professoren zwar
nicht an Geistern wie Leibniz, Haller, Kant messen dürfe, daß
sie aber den Vergleich mit dem Niveau der damaligen Ge-
lehrtenwelt nicht zu scheuen brauchten.

In dieser Frage ist nun aber bisher ein Zeuge nie ver-
nommen worden, der eigentlich das entscheidende Wort zu sa-
gen hätte — nämlich der Student! Der bloße Umstand, daß
es deren nur wenige gab, erlaubt nicht, wie dies Albrecht
Burchardt bewiesen hat, auf die Qualität der Lehrer ab-
schätzig Schlüsse zu ziehen. Der Rückgang der Frequenz war
eine allgemein europäische Erscheinung, die in Basel durch geo-
graphische, politische und die schon besprochenen Umstände nur
noch besonders verschärft wurde. Die Frage ist noch offen,
wie ein intelligenter junger Mann, der nach 1750 in
Basel studierte, über die Universität und ihre Pro-
fessoren gedacht hat. Das Urteil eines Studenten über
seinen Lehrer mag einseitig sein und von bedingtem Wert,
aber ob etwas bei diesem zu lernen ist, und wieviel er selbst
ihm verdankt, das weiß er ganz genau.

Damit komme ich zu derjenigen Mitteilung, die eigentlich
den Anstoß zu der vorliegenden Untersuchung gegeben hat.
Neuere literarische Funde, von denen ich durch Zufall erfuhr,
haben mich nämlich in den Stand gesetzt, die obige Frage zu
beantworten. Wie man sich erinnert, nahmen an dem Festzug

von 1760 drei junge ungarische Grafen teil, die bei diesem Anlaß von der Regenz mit ungewöhnlicher Ehrerbietung behandelt wurden. Auch sonst fanden diese Herren während ihrer Basler Studienzeit überall das größte Entgegenkommen und die gute Gesellschaft riß sich um die Ehre ihrer Bekanntschaft. Diese Gastfreundlichkeit wird nun nach mehr als 170 Jahren in eigenartiger Weise belohnt. Es stellt sich nämlich heraus, daß zwei dieser Besucher über ihren Aufenthalt ein Tagebuch geführt haben, worin sie über ihre Studien genaue Rechenschaft ablegen und auch über ihre gesellschaftlichen Erlebnisse mehr oder weniger ausführlich berichten. Beide Tagebücher¹³, soweit sie sich auf die Basler Zeit beziehen, sollen in deutscher Übersetzung zur Veröffentlichung kommen. Für den vorliegenden Zweck genügt es, einige Stellen vorweg zu nehmen, die sich auf die Verhältnisse an der Basler Universität beziehen.

Graf Joseph Teleki kam mit 20½ Jahren nach Basel und blieb hier $\frac{3}{4}$ Jahre, von Mitte August 1759 bis Ende Mai 1760. Er hörte bei Daniel Bernoulli privatim Mathematik, dazu die öffentliche Vorlesung über Experimentalphysik; bei Rudolf Iselin Institutionen, sowie dessen Abungen (collegia disputatoria); und bei Abel Socin ein dreistündiges Kolleg über Elektrizität.

Über diese Vorlesungen äußert er sich nur kurz, aber mit Befriedigung. Iselin nennt er einen gelehrten und belese- nenen Mann, vor allem in Antiquitäten und Geschichte beschlagen, weniger in Philosophie und Naturrecht, — über Daniel Bernoulli, um dessen willen er nach Basel gekommen war, spricht er mehrfach in Ausdrücken größter Dankbarkeit. Joseph Teleki ist eine zurückhaltende, kritisch veranlagte Natur, geneigt zu abschätzigen Urteilen. Er erwähnt den gefährlichen Wahlmodus durch das Los, die niederen Gehälter, die geringe Zahl der Studierenden und deren teilweise geringe Qualität. Aber auch nachdem er Holland und Paris gesehen hat, fühlt er sich nicht veranlaßt, einen für Basel ungünstigen Vergleich zu ziehen. Anscheinend hatte er seinen hiesigen

Aufenthalt verlängern wollen, was aber sein Vater nicht gestattete.

Viel besser werden wir durch Samuel Teleki unterrichtet, der am 2. Januar 1760 in Basel ankam und anderthalb Jahre hier blieb bis zum 24. Juli 1761.

Graf Samuel ist aufgeschlossener und wärmer als sein ein Jahr älterer Verwandter und gibt seiner Verehrung für seine Lehrer gefühlvollen Ausdruck. Seine zum Teil seitenslangen Ausführungen über einzelne derselben kann ich hier nur auszugsweise wiedergeben.

Auch er, der schon früh einen Zug zur Mathematik verspürte, war nach Basel gekommen, „weil“, wie er etwas überschwänglich sagt, „in diesen Tagen die zwei Bernoulli in der Mathesis ohne Vergleich dastehen. Ich weiß Niemand, der ihnen gleich oder ähnlich wäre.“ Da er noch Anfänger war und Daniel Bernoulli gewöhnlich keine Privatschüler annahm, wandte er sich an Johann, der ihn 17 Monate lang von den Elementen bis hinauf zur Differential—Integralrechnung in „fleißigen und guten Vorlesungen“ zu seiner größten „Befriedigung und Erhebung“ unterrichtete. „Ich hätte nie gedacht“, schreibt er, „daß Jemand in der Mathematik eine solche Leichtigkeit und Gewandtheit haben könnte, wie dieser Mann, und was ich in Mathematik weiß, habe ich nach Gott von ihm, und danke ihm dafür bis zu meinem Tode!“

Joseph Teleki hatte Johann Bernoulli nur als eifrigen Kartenspieler kennengelernt, man ist daher ordentlich erstaunt den als faul verschrieenen Gelehrten in solchen Tönen loben zu hören. Johann Bernoulli hat sich offenbar dem Grafen zuliebe ungewöhnlich angestrengt, denn er gab ihm neben seinen Pflichtvorlesungen während des letzten Vierteljahres sogar täglich zwei Privatstunden. Hoffen wir, daß Isaaak Iselin davon erfahren hat!

Bei Daniel Bernoulli hörte er wöchentlich einmal durch zwei Sommersemester (publice) Experimentalphysik — („sehr schön“) — in den letzten Monaten erhielt er doch noch

Privatunterricht in analytischer Mechanik. Häufig spazierte er mit seinem Lehrer stundenlang auf dem Petersplatz, wobei dann nur über Mathematik und Physik gesprochen wurde. Er resümiert: „Ich habe nie einen im Unterricht und im Gespräch gleich ausgezeichneten Mann gehört. Er lehrte die schwierigsten Dinge in wunderbarer Ordnung und großer Klarheit.“

Über Rudolf Iselin, bei dem Samuel Teleki Geschichte des Zivilrechts und Institutiones Justiniani hörte, lautet sein Urteil: „(er) ist ein vielbelesener Gelehrter, der eine große Bibliothek besitzt, indeß sind seine Vorlesungen etwas unklar; im übrigen hat er uns sehr fleißig in seinem Privatkolleg unterrichtet, publice las er nie. Prof. Iselin hat großen Einfluß und ist bei den maßgebenden Persönlichkeiten sehr respektiert, in Angelegenheiten der Universität kann er alles durchsetzen.“

Bei dem Professor der Theologie J. Chr. Beck hörte Graf Samuel acht Monate lang Weltgeschichte (auf Latein). „Prof. Beck ist ein wirklich lieber und guter Mann, ein großer Theologe, ein großer Historiker, sowohl in weltlicher als geistlicher Geschichte, auch in den orientalischen Sprachen bewandert. . . Auch in der Literatur weiß er viel. Im Kolleg lehrt er sehr klar, verständig und in guter Ordnung. Meine Studien wünschte er auf alle Weise zu fördern und ich verdanke diesem meinem guten teuren Lehrer sehr viel.“

Da Samuel Teleki, als er nach Basel kam, neben seinem Ungarisch nur Latein sprach, mußte er schleunigst Deutsch lernen. Zu diesem Zweck nahm er Privatstunden bei Spreng, „der in der deutschen Sprache omnium iudicio als ein Cicero gilt. Auch sonst ist er ein sehr gelehrter Mann, . . . aber ein großer Kritiker, lehrt unklar, hauptsächlich korrigiert er die Autoren, und ich konnte keine Grammatik finden, die ihm recht war. Mit einem Wort, sein Unterricht verlangt einen Hörer, der im Deutschen schon ausgebildet ist und nicht einen Anfänger.“

Endlich belegte er noch die „gut vorbereiteten“ elektrischen Experimente des Privatdozenten Abel Socin, an denen auch seine Verwandten teilnahmen.

Natürlich lernten die Teleki noch andere Professoren kennen, bei denen sie nicht hörten, von denen sie aber einen Eindruck bekamen oder über die sie Urteile vernahmen. Von dem neugewählten Professor für hebräische Sprache J. J. Basler hörte Joseph eine „vortreffliche“ Inauguralrede. Samuel schildert den alten Anton Birr als einen „sehr unterrichteten Mann, großen Griechen und Lateiner, aber durch das viele Studieren . . . fast blind.“ — Von den Brüdern Zwinger, die beide für ihn „berühmte“ Mediziner sind, erzählt er einen schönen Zug ihres rührend menschenfreundlichen Verhaltens mit einem armen ungarischen Studenten. Überhaupt weiß er den Charakter des jüngeren Zwinger, den er öfters sah, nicht genug zu rühmen.

Nur der Professor der Eloquenz J. Chr. Ramspeck, der damals (1761) gerade Rektor wurde „nicht wegen seiner Verdienste, sondern weil er an der Reihe war“, kommt bei Samuel Teleki schlecht weg. Er erscheint als ein eitler und windiger Patron, der „die Welt liebt und gern rotes Gewand und verschürzten Hut trägt“. Da Ramspeck neben ihm wohnt (am Fischmarkt), so trifft er ihn oft, aber „wir haben viel Zeit mit einander verbracht, indeß wenig von einander gelernt“. In der Tat war Ramspeck eine der „Nieten“, sein Außeres ist uns durch einize treffliche Karikaturen erhalten, von denen eine auch das rote Gewand zeigt.

Wir lernen übrigens auch einige der Gelehrten kennen, die sich als Privatdozenten empfahlen, so neben Dr. Socin den als Juristen und Naturforscher gerühmten Dr. d'Annone, „ein bedeutender Mann“, der aber (nach Joseph Teleki) bei einer Professorenwahl, obgleich er als der Tüchtigste galt, nicht ins Los kam, da es ihm an Familienanhang fehlte. Ferner den Zivilgerichtspräsidenten (Schultheiß) Emanuel Wolleb (der für künftige Staatsbeamte einen Kursus über Baslerische Gesetze abhielt). Wolleb war schöngeistig orientiert und richtete für Joseph Teleki und seine Freunde ein Leskränzchen ein, in dem die jungen Herren sich gegenseitig Vorträge hielten oder

unter Zuziehung von Damen mit verteilten Rollen Schauspiele lasen.

Auch außerhalb der Universität gab es gelehrte Unterhaltung. Samuel Teleki wurde eingeladen, an den Sitzungen der (schon seit den vierziger Jahren bestehenden) Deutschen Gesellschaft teilzunehmen, in der neben den Professoren Beck und Zwinger jun. die Pfarrer Burtorf und Zwinger, der Physikus Burtorf, der Basler Lokalhistoriker Bruckner und der badische Hofrat Herbstler saßen. Samuel urteilt: „ich halte es für einen großen Gewinn, daß ich während meines Aufenthalts mit solchen Gelehrten zusammen sein konnte, und ich wäre froh, wenn ich immer in solcher Gesellschaft leben könnte.“

Zusammenfassend sagt Samuel Teleki: „Ich war mit meinen hiesigen Studienmöglichkeiten sehr zufrieden. Ich hörte immer tüchtige und gebildete Professoren. Gott gebe, daß ich nur überall solche hören könnte.“

Aus Briefen, die im Vorwort zu Samuels Tagebuch angeführt werden, erfahren wir nebenbei auch etwas über andere Universitäten. Ein Freund, der aus Genf kommt, war dort gar nicht zufrieden, und ein anderer schreibt ihm aus Holland, es sei dort nichts los, er (Samuel) solle lieber in Basel bleiben. In der Tat, als dieser dann doch in Holland studiert, zieht er einige Male Vergleiche zugunsten unserer Stadt. Als Samuel Teleki schließlich im Mai 1762 von Paris zurückkam und nochmals zwei Wochen in Basel verweilte, lernte er noch eine neue vielversprechende Akquisition kennen. Damals hatte man den Großen Rat endlich dazu gebracht, zum ersten Male seit 60 Jahren einige neue Bürger aufzunehmen — (es war dies ein Verdienst von Isaaß Iselin und seinen Mitstreitern in dieser Sache, Em. Wolleb und Dan. Bernoulli). Unter andern war die Wahl auf einen erst 25jährigen, aber schon berühmten Berner Gelehrten namens Fr. Samuel Schmidt gefallen, dem man gleich dazu eine Honorarprofessur für Ar-

chäologie schenkte. Mit diesem jungen Mann trat Samuel Teleki sogleich in lebhaften Verkehr und bewunderte dessen schöne Sammlungen. Leider trat schon nach zwei Jahren Schmidt in den Dienst des Markgrafen von Baden, wo ihm offenbar höhere Ehren und Einnahmen winkten.

Aus all den angeführten Zeugnissen geht doch wohl zur Genüge hervor, daß es mit der Basler Universität zur Zeit ihres 300jährigen Jubiläums gar nicht so schlimm stand, wie man nach der Lektüre einiger Historiker zu glauben geneigt ist. Man kann ja versuchen, an den Urteilen der beiden Ungaren Abstriche zu machen. Von der einen Hälfte des Lehrkörpers, kann man einwerfen, erfährt man nichts, die jungen Edelleute, die kein Berufsstudium trieben, suchten sich wohl die Besten heraus. Ferner mag man zweifeln, ob die Professoren den gleichen Eifer, dieselbe Dienstfertigkeit zu entwickeln pflegten, wenn es sich um gewöhnlichere Menschenkinder handelte, als um hochgeborene Reichsgrafen mit wohlgespickter Börse. Samuel Teleki hatte als Reisebegleiter einen unbemittelten Landsmann namens Joseph Kováts mitgenommen, den er auf seine Kosten bei den gleichen Lehrern studieren ließ, damit er später seinem Vaterland als Lehrer dienen könne. Der junge Kováts wurde natürlich auf keine vornehmen Bälle und Hochzeiten eingeladen und am Jubiläumsfestzug ging er weit hinten bei den fremden Studenten. Daß Daniel Bernoulli stundenlang mit ihm spazieren ging und Johann ihm zum Tarockspielen auf die Bude stieg, ist wenig wahrscheinlich. Nun hat auch Kováts ein Tagebuch geführt, das aber leider nicht mehr aufzufinden ist. So erfahren wir also nicht, wie Basel, das sein Gönner von der Orchesterloge aus sah, sich vom zweiten Rang aus präsentierte. Vielleicht kann diese Lücke einmal ausgefüllt werden.

Doch selbst wenn dem angedeuteten Zweifel einige Berechtigung zu kommen sollte, so wäre dies nur ein weiterer Beweis, wie richtig die Bemerkung der Regenz in jenem Gutachten von 1766 war, daß Ehre und Einkommen die zwei Dinge seien, wodurch die Menschen zu dem Guten angetrieben werden.

Wir wollen aber doch betonen, daß die beiden Teleki nicht bloß durch Rang und Reichtum glänzten, sondern auch geistig über dem Durchschnitt stehende Persönlichkeiten waren, die schon für sich das Interesse ihrer Lehrer erwecken konnten. Joseph, der wie mehrere seiner Familie, eine literarische Ader besaß, schrieb noch in Basel einen Essai gegen die Freigeister, der solches Aufsehen erregte, daß alsbald eine zweite Auflage nötig wurde. Samuel, in dem man trotz seiner Jugend den großen Herrn spürt, legte bereits in Basel durch beträchtliche Bücherankäufe den Grundstock zu jener berühmten Bibliothek, die er später als Kanzler von Siebenbürgen seiner Vaterstadt Marosvársárhely zum Geschenk machte. Beide Grafen blieben mit einigen ihrer Basler Lehrer noch jahrelang in Korrespondenz und noch im Jahr 1767 schickte ein Graf Bethlen auf Samuels Empfehlung seinen Sohn nach Basel „unice der Bernoulli wegen“.

Alle Einwürfe gegen die beiden Tagebücher können den Eindruck nicht verwischen, daß die Basler Universität sich um 1760 herum noch gut sehen lassen konnte. Wer eine zeitgemäße wissenschaftliche Bildung erwerben wollte, fand in Basel in jeder Fakultät mindestens einen tüchtigen Mann, der ihm einen soliden Grundstock mitgeben konnte. Es ist interessant, die Berichte der Teleki zu vergleichen mit den Reisebriefen des schwedischen Professors Björnsthål¹⁴, der im November 1774, also 14 Jahre später, nach Basel kam. Dieser besuchte den international bekannten Professor Iselin, damals 70 Jahre alt, der ihn der Reihe nach mit den Professoren Daniel und Johann Bernoulli, Beck, d'Annone und Dr. Wolleb bekannt machte, das heißt mit denselben Personen, die schon bei den Teleki eine Rolle spielen. Offenbar bildeten sie (mit dem jüngeren Legrand) noch immer die akademische Elite, die man den fremden Gelehrten vorführte.

Wahrscheinlich gab es an der Universität neben diesen ausgezeichneten Männern auch andere, die auf dem Ratheder Stroh drofschen, dagegen bei den Regenzialgeschäften das

große Wort führten und den Ehrenkoder ritten. Diese waren es wohl, von denen einmal Daniel Bernoulli sagte, daß sie Regieren angenehmer fänden als Lernen und Lehren^s, und auf sie mochten manche der Vorwürfe Isaaß Iselins mit Recht gemünzt sein, die für die Gesamtheit nicht zuträfen. Denn es war, wie wir sahen, noch genug Holz vom alten Stamme vorhanden, und eine einsichtige Regierung hätte es in der Hand gehabt, hätte jedenfalls den Versuch wagen müssen, im Sinn jenes Ratschlags der Professoren den sinkenden Glanz der ehrwürdigen Anstalt zu heben. Schuld, daß dies noch ein halbes Jahrhundert lang versäumt wurde, war letzten Endes jene unglückselige Trennung von Universität und Staat, die ein gedeihliches Ineinanderarbeiten verunmöglichte. So gefährlich das Gegentheil ist, das feine, hochdifferenzierte Gebilde einer Universität völlig dem Schematismus der Staatsbureaukratie auszuliefern, so schädlich hatte sich auf die Dauer für die Basler Hochschule jenes Erbstück aus ihrer Gründungsgeschichte erwiesen, daß sie nämlich ursprünglich eine Stiftung der Kirche war, die als solche dem weltlichen Staat unabhängig gegenüberstehen sollte. Geist und Welt, das alte Problem, steht also auch hier im Hintergrund der Diskussion. In der organischen Durchdringung beider Potenzen, in der richtigen Mischung von Freiheit und Unterordnung, darin liegt das Geheimnis der Gesundheit jeder menschlichen Einrichtung!

In der Streitfrage zwischen der Regenz und Isaaß Iselin, dem Vertreter des Staates, haben sich die Historiker alle mehr oder weniger nachdrücklich auf die Seite des Ratschreibers gestellt, haben also die größere Hälfte der Schuld der Halsstarrigkeit der Professoren zugemessen. Wir sind hier, zum Teil auf Grund neuen Materials, zu der entgegengesetzten Ansicht gelangt. Indes hätte sich unser Standpunkt schon aus den bekannten Quellen begründen lassen, falls man diese ohne Vorurteil gelesen hätte. Mir scheint, die Geschichtschreiber — Peter Ochs voran — haben sich durch ihre Sympathie mit dem Menschenfreund, dem

Gründer der Helvetischen und der Gemeinnützigen Gesellschaft, zu sehr blenden lassen, so daß sie dessen „Unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der Baslerischen hohen Schule“ gar nicht auf ihre sachliche Richtigkeit und Zweckdienlichkeit hin ansahen, sondern das Verhalten der Gegenpartei immer durch die Brille des Ratschreibers betrachteten.

Prüft man diese Schrift aber unbefangen auf ihren Inhalt, so zeigt jede Seite, daß dem Moralisten Iselin zunächst für das, was die Seele einer Universität ausmacht — die reine Wissenschaft, die hohe Forschung allein um der Erkenntnis willen —, das Organ gänzlich fehlte. Für ihn ist eine Hochschule lediglich eine höhere Anstalt zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen (im engen Sinn), die von selbst richtig funktioniert, wenn nur die Lehrer ihrer pädagogischen Pflicht genügen und keine theoretischen Allostria treiben. Doch auch für den Körper der Universität, der doch nicht von der Luft lebt, zeigt der Ratschreiber merkwürdig wenig Verständnis. Die finanziellen Grundlagen, die unhaltbaren Besoldungsverhältnisse werden in der Denkschrift überhaupt nicht erwähnt! Er rechnet zwar seinen Lesern vor, wieviel Geld eine blühende Universität mit jährlich hundert Studenten der Stadt einbringen würde, daß diese vermehrte Blüte zunächst eine vermehrte Anlage von Kapital voraussetzt, fällt dem Staatsmann Iselin nicht ein. Offenbar hält er es für möglich, den Kessel mit Moral zu heizen. Gewiß, es stehen schöne und beherzigenswerte Sätze in seiner Schrift, man darf sich aber durch die edle Gesinnung, die aus ihnen spricht, nicht darüber täuschen lassen, daß denselben für die Frage des Wiederaufschwungs der damaligen Universität wenig praktische Bedeutung zukommt. Den nervus rerum in dieser harten Welt hat der wohlmeinende, vielleicht in allzu gesicherten Umständen lebende Mann vollständig verkannt.

Noch ein anderer Umstand mag die Haltung der Historiker beeinflusst haben, welche etwa nach der Denkschrift Iselins die Jubelrede des Rektors Thurneysen zur Hand nahmen.

Gegenüber der schlichten, gewinnenden Sprache des Ratschreibers wirkt der geschwollene Bombast des Festredners, besonders wenn man ihn noch in der verkünstelten Übersetzung von Spreng liest, abstoßend zopfig. Unwillkürlich sieht man eine ungeheure Perücke über einem hohlen Kopf, und man formt sich danach ein Bild des ganzen Professorenkollegiums. Aber Thurneysen darf nicht als Musterbild der damaligen Universitätslehrer betrachtet werden, wir haben ein Zeugnis dafür, daß er als unbedeutend galt. Joseph Selek, dem die lateinische Rhetorik der Jubelrede imponierte, schreibt, sie sei besser, als er bei diesem Rektor erwartet habe — was offenbar die vox populi darstellt. Die Regenz hätte bei einem so wichtigen Anlaß ohne Rücksicht auf den Turnus ihren besten Mann, Daniel Bernoulli, an die Spitze stellen sollen, das Urteil der Nachwelt hätte vielleicht anders gelautes.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Die hier behandelte Frage, ob und wieviel die Basler Universität im 18. Jahrhundert an ihrem Niedergang selbst schuld war, ist so spezieller Natur, daß der Aufwand an bedrucktem Papier kaum zu verantworten scheint. Indes pflegen jederzeit Historiker und Tagesschriftsteller solche geschichtlichen Beispiele gern heranzuziehen, um irgendeine politische, soziologische oder biologische These zu verfechten¹⁵. Eine kritische Prüfung des betreffenden Beispiels zum Behuf richtiger Verwendung kann daher einigen Nutzen stiften. Außerdem aber ist das Thema Hochschule und Staat zu allen Zeiten aktuell und die Gesichtspunkte, die im alten Basel von beiden Seiten geltend gemacht wurden, sind noch heute lehrreich. Deshalb hoffe ich, daß diese Untersuchung doch nicht ganz ohne Wert ist.

Anmerkungen.

¹ Die Ode ist abgedruckt in der Festschrift zum 450jährigen Bestehen der Universität Basel S. 536 ff.

² Gemeint ist die 1760 erschienene Schrift von Isaaß Iselin:

„Unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der B . . . schen hohen Schule“.

³ Georg Cohn: Hans Rudolf Thurnehsen. (Archiv für bürgerliches Recht Bd. 35. 1910.)

⁴ Diese Bemerkung findet sich in einem Brief von Isaak Sselin an Hirzel vom 23. Mai 1758. Vgl. Basl. Jahrb. 25. S. 228.

⁵ Die beiden Festreden mitsamt den eingestreuten Gesängen finden sich auf der öffentlichen Bibliothek vereinigt in dem Band, der die Signatur E. L. IX. 5 trägt.

⁶ Man vergleiche die Darstellung der Feier durch Rudolf Wackernagel im Basl. Jahrbuch von 1887, die auch amüsante Details aus der Vorgeschichte enthält.

⁷ „Bedenken von Rector und Regenz löbbl. Universität allhier über die Mittel zum Wiederemporkommen derselben.“ Auf dem Staatsarchiv unter der Signatur: Erziehung X. 1.

⁸ Peter Dchs: Geschichte der Stadt und Landschaft Basel XVIII. Periode, zum Jahr 1766.

⁹ Staatsarchiv, unter: Erziehung, CC. 11.

¹⁰ Vgl. die Würdigung Sprengs durch Adolf Socin, im Basl. Jahrb. 1893.

¹¹ Staatsarchiv, unter: Erziehung CC. 9.

¹² Albrecht Burckhardt: Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel. 1917. — Eberhardt Vischer: Die Lehrstühle und der Unterricht an der theologischen Fakultät Basels seit der Reformation. (1910, in der in der Anm. 1 genannten Festschrift.)

¹³ Das Tagebuch von Samuel Teleki mit einem Vorwort von Dr. S. Imre wurde 1908 von Biás István herausgegeben unter dem Titel: Gróf Teleki Sámuel . . . Úti Naplója 1759—1763, Maros-Básárhely. Die hier benützte Übersetzung stammt von Herrn Dr. med. Franz Peter aus Siebenbürgen.

Die noch unedierten Tagebücher von Joseph Teleki sind Eigentum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest. Die für Basel interessanten Partien wurden von Herrn Dr. Felitai Wojciechowsky in Budapest für mich übersetzt, dem ich überhaupt die Kenntnis dieser Quelle und viele andere wertvollen Mitteilungen verdanke.

¹⁴ Jakob Jonas Bjoernstahls Nachrichten von seinen ausländischen Reisen, Bd. 5. 1782.

¹⁵ Vgl. Albrecht Burckhardt: Über den Zustand der Universität Basel im 17. und 18. Jahrhundert. (Im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten Nr. 39 und 40, 1910 — als Antwort auf einen anonymen Zeitungsartikel —.)